

Albine Rosenfels

Am vorletzten Tag des Jahres 1904 wird Albine Kohlberger in eine Linzer Schaustellerfamilie geboren. Über Details aus ihrem Leben ist ähnlich wenig bekannt wie im Falle der meisten anderen oberösterreichischen Sinti und Roma, die von den Nationalsozialisten über das zentrale Zigeuneranhaltelager Oberdonaus in Weyer-St. Pantaleon in den gewaltsamen Tod geschickt wurden. Nicht weniger als neunzig Prozent der autochthonen Minderheit, nachweisbar seit dem 15. Jahrhundert, fielen hierzulande der NS-Barbarei zum Opfer.

Ich habe Albine Rosenfels, geborene Kohlberger, deshalb für meinen Beitrag zum Gedächtnisbuch ausgewählt, weil sie einerseits ein berührendes schriftliches Zeugnis aus der Zeit ihrer Internierung im Weiler Weyer ganz im Westen des Bundeslandes hinterlassen hat und andererseits über ihre Ursprungsfamilie relativ viel Material zu finden war, das die gesamte Tragik dieser dem Rassenwahn der Machthaber ausgesetzten Menschengruppe auf verschiedenen Ebenen illustriert. Albinas Nachricht erreicht ihre jüngere Schwester Maria an deren Adresse in der Verlängerten Kirchengasse. Die Wohnung liegt direkt am Gelände des Urfahrner Jahrmarkts, der im Frühling und Herbst die Massen anzieht. Auch dort ging die Familie seit Generationen dem Schaustellergewerbe nach. Das ist vorbei. Maria Kohlberger hat sich seither mit Gelegenheitsarbeiten durchgeschlagen, im Moment ist sie noch als Verkäuferin bei einem Milchstand auf der Linzer Landstraße beschäftigt. Aber schon bald, nach Inbetriebnahme der neuen Hermann-Göring-Werke, wird sie, um vielleicht ihr eigenes Leben zu retten, mithelfen müssen, die Kriegsmaschinerie eines Verbrecherregimes am Laufen zu halten, das weit über ein Dutzend ihrer engsten Verwandten einen nach dem anderen, eine nach der anderen umbringen lässt.

Am 29. März 1941 zwingt Albine Rosenfels in kleinwinziger Schrift folgende Worte auf eine mit sechs Reichspfennig frankierte Postkarte: „Liebe Schwester! Ich danke dir für die Grüße, die du mir durch Julius geschickt hast samt Kinder ich hätte dir schon lange von mir geschrieben aber du kannst es dir nicht vorstellen wie schwer es mir ist von mir an dich zu schreiben ich bin seit dem 6./3. hier und du weißt doch als ich am 4/3 in Linz war was man mir versprochen hatt du kannst dir nicht denken wie es in mir aus schaut da ich Unter diese Menschen sein und sehn muß die an meinem schicksal schuld sind ich meine oft es trükt mir das Herz ab liebe Mitzi teile dir auch mit das mein zukünftiger Mann in Wildshut in Arbeit steht und wegen unserer traung müssen wir noch warten liebe Mitzi, frag einmal Herrn K. warum nicht ich auch in Zöhrendorferfeld nicht stehn darf wie alle anderen Schausteller es sind doch so viele dort die ganz gleich sind wie wir im gegenteil wie Pichler Schullmann u Grüni u noch viele die ich nicht kenne. teile dir auch mit das Klein Gitti krank ist u es ist kein Wunder laß mir meine Mutter u Bruno schön grüßen.“¹

Zu diesem Zeitpunkt befindet sich Cäcilie Kohlberger, die Mutter von Mitzi, Albine, Anna und Julius, noch in Freiheit. Sie ist bei ihrer Tochter Maria untergekommen. Mit 61 wird sie in Auschwitz ermordet werden. Da wird man ihre Kinder Albine und Julius samt der Enkelschar längst schon umgebracht haben.

Jeder Brief, jede Postkarte unterliegt der Zensur. Kriminalpolizisten, die das Lager leiten, entscheiden. So kann Albine Rosenfels auch nur andeuten, wie verheerend die hygienischen Zustände sind. An diesem trüben Samstag schüttet es den ganzen Tag bei nur wenigen Plusgraden, die Böden außerhalb der überfüllten Baracken sind vollgesogen und aufgeweicht. Kurz darauf wird es die ersten Toten geben, wenig überraschend wird es die Schwächsten treffen, kleine Kinder. Das ließe sich nach menschlichem Ermessen verhindern, man hat aber kein Interesse daran.

Albine Rosenfels hat aber noch lange nicht zu kämpfen aufgehört, nimmt ihr Eingesperrtsein als eine vorübergehende Schikane. Ihresgleichen hat ja reichlich Erfahrung damit. Immer noch hofft die geschiedene Frau, mit dem neuen Mann an ihrer Seite, jetzt Zwangsarbeiter bei der Entsumpfung des Ibmer Moores, und den acht Kindern in den Süden von Linz zurückkehren zu können, ins Zöhrendorferfeld, eine traditionelle Wohngegend der Sinti. Dort werden die Nazis im Mai 1943 das Arbeitererziehungslager Schörgenhub errichten und ich ein Menschenalter später für

¹ OÖLA, Opferfürsorge, FOF 155-1950

einen meiner Filme aufwendig konservierte, reich verzierte Vorkriegswohnwagen der Sinti wenigstens von außen ins Bild setzen dürfen, Denkmäler und in Ehren gehaltene Wohnorte für die Seelen derer, die einst darin lebten.

Albines Postkarte beantwortet ein Schreiben Mitzis an ihrer beider Bruder Julius. Der, in Steyr wohnhaft und bis zum Tag der Verhaftung in einem festen Arbeitsverhältnis, wurde kurz nach seiner eigenen Familie als erstes der Geschwister schon Anfang Februar in Weyer interniert.

Abgesehen vom speziellen Ausnahmefall der Familie Bogner, die am Tag der Auflösung von Weyer und der Deportation von gut 300 Überlebenden zur Ermordung ins besetzte Polen überraschend ins Linzer Polizeigefängnis verlegt und bald freigelassen werden wird, sind insgesamt lediglich zwei weitere Überstellungen aus dem Zigeuneranhaltelager aktenkundig. Die eine betrifft einen gewissen Anton Lichtenberger, der ins Zigeunerlager Maxglan am Rand der Stadt Salzburg gebracht wird, die andere Julius Kohlberger, der am 14. Juli 1941 ins KZ Dachau überstellt wird. Er firmiert dort als Nummer 26686. Noch am siebzehnten Dezember desselben Jahres transportiert man ihn weiter nach Oranienburg nördlich von Berlin. Dieses Konzentrationslager ist unter dem Namen Sachsenhausen bekannt.

Auch von Herrn Kohlberger ist ein an seine Schwestern Maria und Anna sowie an den Schwager gerichteter Brief vom Juni 1942 erhalten geblieben, den er in Sachsenhausen verfasst. Julius deutet darin an, dass Maria eineinhalb Jahre zuvor alle Hebel in Bewegung gesetzt haben muss, um ihn, Albine und die anderen aus Weyer herauszubekommen. Und Anna habe ihm schon mindestens fünfzigmal geschrieben, seit er im Lager sei, was er den beiden nie vergessen werde.

Ein Päckchen, die sehnlichst erwarteten brieflichen Lebenszeichen der wenigen noch nicht in Lagern verschwundenen Verwandten sind die einzigen Strohhalme, an die der um alles gebrachte Mann sich noch klammern kann. Frau und Kinder, das dürfte ihm sehr wohl bewusst sein, hat er da schon an den gewaltsamen Tod verloren. Der wird keine drei Monate nach diesen Zeilen auch Julius Kohlberger selbst ereilen, in Sachsenhausen bloß noch die Nummer 40585, und zwar am 19. September 1942. Lediglich intern wird die Ruhr als Ursache festgehalten werden. Vom bedauerlichen Ableben ihres Gatten wird die Oranienburger Lagerleitung ordnungsgemäß seine bereits durch andere Nazischergen ermordete Frau Maria verständigen. Man kann ja nicht alles wissen.

Das ist aber nicht die einzige Ungeheuerlichkeit, die diesen elenden Schimmelbrief auszeichnet, in welchem der zuständige Herr SS-Obersturmbannführer die üblichen Lügen von der besten medikamentösen und pflegerischen Behandlung verzapft, die leider nicht ausreichte, der ungenannten Krankheit des Patienten Herr zu werden. Es grenzt an ein Wunder, dass der zynische Irrläufer mit einiger Verzögerung der anderen Maria Kohlberger, Julius' Schwester Mitzi, zugestellt werden wird. Fast ein ganzes Jahr nach der Räumung des Zigeuneranhaltelagers im Innviertel wird das amtliche Schriftstück nämlich an „Frau Maria Kohlberger, Weyer Post Wildshut, Lager Ziernendorferfeld Nr. 6“² auf die Reise gehen. Das ist eine nachgerade aberwitzige Mischung aus der verballhornten Wohngegend von Julius' anderer Schwester Albine in Linz, wo auch er als junger Mann lebte, und den Adressdaten des davon weit entfernten ersten Lagers, in dem Herr Kohlberger mit Frau und Kindern einsaß, samt der richtigen Hausnummer sechs. Die stimmt nämlich für Weyer wie für Linz. Mit der Mitzi hat natürlich nichts davon zu tun. Weder war sie im Innviertel inhaftiert noch wohnt sie zu dieser Zeit im Zöhrendorferfeld.

Dass sie selbst in ihrem Opferfürsorgeansuchen nach dem Krieg Dachau und Sachsenhausen als Sterbeort von Julius verwechseln wird, ist angesichts der letztlich unüberblickbaren Monstrosität dessen, was sie zu schildern gezwungen ist, nur allzu gut verständlich. Auf der anderen Seite gilt es, dem legendären Ruf der Nazibürokratie, unbarmherzig exakt zu sein, grundsätzlich mit Misstrauen zu begegnen. Albine Rosenfels selbst ist das beste Beispiel dafür, denn ihr werden ganz offiziell zwei Tode zu verschiedenen Zeiten an verschiedenen Orten zugeordnet.

So viel steht fest: Mit all ihren Lieben tritt sie schon am 4. November 1941 im Viehwaggon die lange, scheinbar letzte Reise von Weyer über Lackenbach ins Zigeunerghetto Litzmannstadt an. Das entstand erst unmittelbar zuvor gegen den

² Ebd.

heftigen Widerstand der lokalen NS-Behörden gleich neben dem Judenghetto in dem von seinen früheren polnischen Bewohnern zwangsweise verlassenen, im Verhältnis lächerlich kleinen Häuserblock zwischen Towianska-, Starosikawska- und Glowackastraße.

Manchen Sinti und Roma ist es gelungen, ihre Geigen und Gitarren mitzunehmen. Anfangs dringt ihr Spiel bis hinüber zu den Juden, wie Überlebende berichten werden, dann nimmt man ihnen die Instrumente ab. Von den aus dem ehemaligen Österreich angelieferten 5007 Personen sterben gleich in der ersten Woche 213. Die Versorgung mit Lebensmitteln ist katastrophal, schwere Krankheiten brechen aus, durch das Los bestimmte jüdische Ärzte von nebenan können wenig mehr tun als den Sinti und Roma beim Sterben zusehen.

Auch Albine Rosenfels dürfte es nicht erspart bleiben, zumindest einige ihrer Kinder, von Fieberkrämpfen geschüttelt, an Typhus, Diphtherie, Ruhr, Scharlach, Keuchhusten oder anderen Seuchen verrecken, andere schlicht verhungern zu sehen. Ihr eigenes Todesdatum wird vom Gesundheitsamt Litzmannstadt mit dem sechsten Jänner 1942 festgesetzt. Zu diesem Zeitpunkt finden bereits seit zehn Tagen Lastwagenvergasungen der noch am Leben befindlichen zigeunerischen Individuen auf dem Weg hinaus nach Kulmhof statt.

Statt den wahren Todesursachen, die bei den benachbarten Juden in diesen Tagen als differenzierte Krankheitsbilder noch penibel aufgelistet sind, wird für die vergasten Zigeuner, um den Massenmord wenigstens notdürftig zu verschleiern, weiter durchwegs Fleckfieber angegeben. Albine Rosenfels – in der Hektik verschrieben als Alwine Rosenfeld – soll laut behördlicher Auflistung die sechsvierzigste Fleckfiebertote am Dreikönigstag sein. Das ist ihr einer Tod, der erwartbare, dem Stand der Forschung gemäße.

Der andere relativiert in Details, was die Wissenschaft durch viele Jahre zum Zigeunerghetto Litzmannstadt publiziert hat. Auch ich bin, da niemand von dort zurückkehrte, lange davon ausgegangen, dass alle gut fünftausend deportierten Roma und Sinti im und um das Ghetto ihr Leben verloren. Mir ist aber eine originale Sterbeurkunde von Albine Rosenfels in die Hände gefallen, die eine völlig andere Gegend und ein völlig anderes Datum beinhaltet.

Im Februar 1941 öffnete die sogenannte Gauarbeitsanstalt Schmückert ihre Lagertore. Sechzig Kilometer südlich von Posen gelegen und damit weit weg vom Łódźer Ghetto, heißt sie wie die bald ebenfalls umbenannte polnische Kleinstadt Bojanowo bis zum Ende der NS-Herrschaft Schmückert. Über diese Institution weiß man, lese ich, nach wie vor ziemlich wenig. Bis zu vierhundert polnische Nonnen, vor allem Karmeliterinnen, sollen dort zwangsweise interniert sein und sich mit Handarbeiten beschäftigen müssen.

Gibt es auch in Litzmannstadt / Łódź eine doppelte Buchhaltung? Werden manche derer, die man für tot erklärt, in Wirklichkeit anderen Ortes weiterverwendet? Und wenn, warum diese Tarnung? Der Nazibürokratie spielt in die Hände, dass es in den allermeisten Fällen kaum Menschen gibt, die als Hinterbliebene dereinst den Opfern des Zigeunerghettos nachzuspüren vermögen. Sie sind ja selbst tot.

Nur ganz vereinzelt werden zufällig Überlebende wie Maria Kohlberger den österreichischen Behörden zur Überprüfung ihrer eigenen Opferfürsorgeansprüche Originaldokumente der ermordeten Angehörigen zur Verfügung stellen können. Im Fall von Albine Rosenfels ist eines davon ihre Sterbeurkunde. Demnach soll Marias ältere Schwester am 8. April 1942 um 14 Uhr 10 in der Gauanstalt Schmückert ihren zweiten Tod gefunden haben. Gut denkbar, dass Frau Kohlberger das gar nicht aufgefallen ist. Womöglich setzte sie, längst überfordert von all dem entsetzlichen Elend ihrer Lieben und der eigenen Schinderei als entrechtete Zwangsarbeiterin im Stahlwerk, die ebenfalls im besetzten Polen angesiedelte Gauarbeitsanstalt Schmückert mit dem Ghetto in eins.

Noch von einer zweiten in Litzmannstadt internierten zigeunerischen Person ist ein Totenschein aus Schmückert überliefert, habe ich inzwischen herausgefunden. Welche Art von Zwangsarbeit Albine Rosenfels, gebrochene Mutter von acht kürzlich ermordeten Kindern, dort verrichten musste, sofern ich ihrer Sterbeurkunde trauen will, bedürfte weiterer aufwendiger Forschungen. Ich muss sie mir ersparen.

Szenenwechsel. Es geht noch einmal zurück nach Weyer. Besser gesagt: zu den finanziellen Turbulenzen rund um das längst aufgelöste Zigeuneranhaltelager. Die Fürsorgeverbände, zwangsweise vom Gau Oberdonau zur Übernahme der Kosten für die Unterbringung der Sinti und Roma im Lager verdonnert, rebellieren nämlich gegen diese finanzielle Belastung, weil ein Gutteil der inzwischen Ermordeten bis unmittelbar vor der Einlieferung in Arbeit und Brot stand. Die Fürsorge von Steyr-Stadt etwa tritt Anfang 1943 an die Reichsstatthalterei Oberdonau heran und macht geltend, Herr Julius Kohlberger habe sich und die Seinen als unselbständig Beschäftigter in der Metallverarbeitung bis zum fünften Februar 1941, dem Tag vor seinem Verschwinden im Lager, problemlos selbst erhalten können. Der Betrag von exakt 250 Reichsmark, den man zähneknirschend für ihn und seine Leute zu bezahlen genötigt wurde, möge daher ehebaldigst refundiert werden. So ist auch Julius Kohlberger wie viele andere längst umgebrachte Weyer-Insassen fortgesetzt Gegenstand von heftigen Auseinandersetzungen eines vom Schicksal der Betroffenen unbeeindruckten Behördenapparats.

Derweil setzt für Maria Kohlberger der Kampf um das Leben der Mutter ein. Die wird eines Tages abgeholt und nach Auschwitz deportiert. Verzweifelte Bemühungen der Tochter, sie zu retten, werden vom Adjutanten Gauleiter Eigrubers im Juni 1944 mit dem brieflichen Bemerkern abgeschmettert, ihre Mutter habe sich des gesetzwidrigen Verlassens ihres bisherigen Aufenthaltsortes und weiterer – allerdings ungenannter, also wohl erfundener – Vergehen schuldig gemacht. Die Gauleitung verzichtet darauf, den wichtigsten Grund für die Unmöglichkeit, Cäcilie Kohlberger zu entlassen, anzuführen: Die Frau ist schon seit drei Monaten tot.

Maria Kohlberger ist noch keine 40, als sie sich 1948 an die Opferfürsorge wendet. Sie hätte es sich besser ersparen sollen, die Leidensgeschichte ihrer ermordeten Familie detailliert auszubreiten. Im März 1949 bescheidet man ihr lapidar, dass die Anspruchsberechtigung bei hinterbliebenen Kindern und elternlosen Geschwistern mit Ende des Jahres, in dem sie das 24. Lebensjahr vollendet haben, erlischt. Es stünde Frau Kohlberger allerdings frei nachzuweisen, dass ihr die Schaustellerlizenz durch die Maßnahme einer Behörde aus rassistischen oder politischen Gründen entzogen wurde und dadurch eine Einkommenschädigung von mindestens 50 Prozent durch dreieinhalb Jahre entstand. Solche finanziellen Verluste seien selbstverständlich ebenfalls zu belegen.

Den angedeuteten Alternativweg zu einer Anerkennung als NS-Opfer hat man der Antragstellerin schon ein Jahr zuvor verbaut. Die Kriminalabteilung der Bundespolizeidirektion Linz hatte ihre Erhebungen zu Maria Kohlberger in einem ausführlichen Dokument zusammengefasst und zunächst wenig überraschend festgestellt, sie scheine in der politischen Evidenz nicht als Mitglied einer der NS-Organisationen vermerkt auf. Man bestätigte zwar, dass sie tatsächlich Zwangsarbeiterin gewesen war, kam aber dann zum den Angaben Kohlbergers diametral widersprechenden, für ihre Ansprüche desaströsen Urteil, der Entzug ihrer Schaustellerlizenz dürfte darauf zurückzuführen sein, dass während des Krieges allgemein solche Lizenzen entzogen wurden und man solche Personen zu kriegswichtigen Arbeiten verpflichtete. Zufall oder nicht, einer der für diesen skandalösen Bericht ermittelnden Beamten der Kripo Linz trägt denselben Namen wie jener Beamte der Kripo Linz, der sieben Jahre zuvor, kräftig unterstützt von SA-Sturmführer Gottfried Hamberger, das Zigeuneranhaltelager Weyer leitete.

Maria Kohlberger muss schließlich entnervt resigniert haben. Die eingereichten Unterlagen verblieben indessen bei der Behörde, und so liegen in einem überheizten Archivlesesaal viele erschütternde Originaldokumente vor mir, unter anderem die Briefe ihrer Geschwister aus den Lagern, Albines Sterbeurkunde oder Marias originales Arbeitsbuch, in dem festgehalten wird, dass Frau Kohlbergers Beschäftigung in den Linzer Hermann-Göring-Werken, die am 12. Jänner 1942 begonnen hatte, am 5. Mai 1945 ein Ende fand.³

Ludwig Laher, Schriftsteller

³ Gekürzte und bearbeitete Fassung eines Porträts von Albine Kohlberger in Ludwig Lahers Prosa „Schauplatzwunden. Über zwölf ungewollt verknüpfte Leben“, Wien 2020. Heute verpönte, damals aber übliche Begriffe wurden bewusst ohne Kommentar (etwa sprechende Gänsefüßchen) verwendet. Leserinnen und Leser des Gedächtnisbuches bedürfen dieser Krücke nicht.